

Sinnlose Kämpfe und gnädige Bewahrung

Wie junge Menschen 1945 das Kriegsende in Dörfern Mittel- und Oberfrankens erlebten

Viele unserer Leser und Leserinnen erinnern sich daran, wie ein Dorf nach dem nächsten bei dem Vormarsch der Amerikaner Richtung Nürnberg in Flammen aufging. Oft verteidigten es nur einzelne deutsche Soldaten. Hier eine Auswahl an Auszügen:

Konfirmation, April 1945

„Um 7 Uhr früh Gottesdienst. Kaum begonnen gab es Voralarm. Kurz vor Ende der Feier Hauptalarm. Es hieß in den Luftschutzbunker gehen. Meine Freundin und ich wohnten damals im drei Kilometer entfernten Neumühle. Doch es war ein Horrorheimweg. Die Tiefflieger kamen und beschossen die Züge zwischen Roth und Georgsmünd. Sie drehten immer Runden über uns und wir mussten uns mit unseren schönen Kleidern in den Straßengraben werfen. Endlich kamen wir heim und meine Mutter empfing uns mit den Worten: „Zu Eurem Ehrentag habt ihr eigentlich eine saftige Watsche verdient.“ *Luise Schneider, Kammerstein*

Hitlerjungs im Einsatz

„Ende März 1945 holte ein Jugendführer von der Hitlerjugend den damals 15-jährigen Georg Kriegbaum aus Buch am Wald gegen den Willen seiner Mutter zum Einsatz ab. Die Jungen kamen gerade rechtzeitig nach der Bombardierung Rothenburgs in die Reichsstadt. Vom Wildbad aus versuchten sie zu helfen. Doch hatte ihnen niemand gesagt, wie sie sich am besten einsetzen sollten. Am Abend stellte sich heraus, dass es für sie nichts zu essen gab. Da sie nicht im regulären Einsatz waren, gab es noch keine Verpflegungsscheine. „Dann gehen wir heim zu Mutter“, entschied ein Schulkamerad. „Die hat was.“ Das taten sie unbehelligt.

Am 4. April folgte ein Einberufungsbefehl an den Jungen, sich in Eichstätt zu melden. Durch den Einsatz in Rothenburg hatte sich sein Engagement deutlich verringert. Er und seine Kameraden wollten nicht mehr. Dennoch gingen sie grüßend los, versteckten sich aber nachts in Heuschober. „In Leutershausen liegt



Ernteeinsatz in Reusch mit Soldaten.

Foto: privat

ein junger Mann begraben, der nicht viel älter war als ich, nur weil er heim wollte wie ich. Man hat ihn vors Kriegsgericht gestellt und erschossen. Ein Schulkamerad von mir wurde von einer Panzerfaust zerfetzt. Er wollte sie fachgerecht entschärfen, sie, wie wir es in unserer ‚Ausbildung‘ gelernt hatten.“

Aus den Lebenserinnerungen des bereits verstorbenen Georg Kriegbaum aus Buch am Wald, posthum eingesandt von seiner Frau

... und im Bunker

Alfred Sackenreuter aus dem Leuzenbronner Ortsteil Brundorf erlebte das Kriegsende als 16-Jähriger. Als Rothenburg am 31. März brannte, zogen sie mit der Feuerwehrspritze zum Helfen hinauf. Im April kamen die Amerikaner. 18 Menschen erlebten das auf ihrem Bauernhof in einem 3,5 mal 3,5 Meter großen selbst gebauten Bunker: Die Bauersfamilie, eine Magd aus Nürnberg und eine einquartierte Familie aus dem Saarland. Ganz zum Schluss landete noch eine Handgranate in diesem Bunker. Der Familienvater aus Saarbrücken warf seinen Koffer mit den letzten geretteten Sachen aus seiner Heimat darauf, um sie abzudecken. So explodierte sie nur mit halber Macht. Doch starb noch Alfred Sackenreuters Vaters dadurch.

Den Elementen ausgeliefert

„Am 31. März 1945 wurde Rothenburg bombardiert, am Ostersonntag

am helllichten Tag plötzlich Feuerschein und dicke Rauchwolken, es war fürchterlich, wie in ein paar Minuten die ganze Stadt lichterloh brannte. Viele Menschen kamen nicht mehr in den Keller.

Fleisch und Wurst sowie Dosen mit Schmalz und andere essbare Sachen vergruben wir in einer ausgeschaukelten Grube in der Erde. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, dass die Amerikaner alles zerstörten, was sie fanden.

Ein deutscher Trupp Soldaten hatte sich in Reusch verschanzt und einen Schuss abgegeben, mehr Munition hatten sie nicht mehr. Die Quittung kam prompt, durch Beschuss der Amis ist im April unsere Scheune abgebrannt. Nun hatten wir kein Futter mehr, drei Bullen mussten geschlachtet werden.

Wir hatten gerade unser Vieh gefüttert in der Frühe, da schlugen schon die ersten Granaten und Brandbomben ein. Wir rannten in den Keller, da krachte es schon fürchterlich, zwei Sekunden später hätte es mich erwischt.

Beim Nachbarn stand der ganze Hof in Flammen, das Haus mit angebautem Stall und Scheune. Die Scheune und der Stall des anderen Nachbarn über der Straße und noch eine Scheune mit Schuppen und Pferdestall. Hier waren auch drei Pferde und ein Ochse mit verbrannt. Bei uns im Stall war die Wasserleitung durchgeschossen und überall sprudelte das Wasser. Ich wollte die Leitung abstellen, auch da verfolgten die Ame-

rikaner mich mit geladenem Gewehr, immer schussbereit.

Nach dem Krieg wurden Ställe und Schuppen erst notdürftig mit Holz aufgebaut, denn es gab nirgends Material. Alle Häuser, die nicht von Kriegseinwirkungen betroffen waren, wurden mit Flüchtlingen vollgestopft, oft hatte eine ganze Familie nur ein Zimmer.

Die bereits verstorbene Frieda Hertlein aus Neusitz erlebte das Kriegsende als Großmagd in Reusch bei Rothenburg. Ihre Tochter Rosa Marie Schmidt übergab die Aufzeichnungen

Schutzengel für Kinder

„Man hörte schon den dumpfen Kanonendonner. Einmal glaubten wir schon fahrende Panzer zu hören. Ein älterer Mann meinte zu uns: ‚Wenn ihr auf den Kirchturm steigt, könnt ihr die amerikanischen Panzer sehen!‘ Das haben wir uns nicht noch einmal sagen lassen. Aber wir sahen nichts. Flieger sind über uns hinweggebraust. Unser alter Schmiedemeister hatte uns dann entdeckt und gebrüllt, dass wir sofort herunterkommen sollen. Er hätte uns am liebsten wegen unseres Leichtsinns den Hintern versohlt. Wir wären wohl gute Zielscheiben für feindliche Flieger gewesen.

Kurz vor Ostern bewegten sich unendliche Rückzugskolonnen von westlicher in östlicher Richtung, motorisiert, zu Fuß und mit Pferdegespannen. Der Flugplatz Gelchsheim wurde gesprengt. Zunächst blieb alles ja ganz ruhig. Nur ein feindlicher Aufklärer kreiste über uns. Ein junger deutscher Soldat wollte aus einem hinter unserem Hof errichteten Splittergraben, unbedingt mit seinem Karabiner nach dem Flieger schießen. Er wurde Gottseidank von seinen Kameraden daran gehindert, damit sie nicht verraten wurden.

Am Samstag, 7. April 1945, wurde unser Dorf erstmals unter scharfen Beschuss genommen. Der weiße Sonntag, 8. April, war ein schöner Frühlingstag. Doch plötzlich wurde wieder geschossen. Es hat gekracht, gezischt und gepfiffen. Wir Kinder

wurden in den Keller gerufen. In unserem Keller waren noch zwei Nachbarnfamilien und zwei belgische Kriegsgefangene.

Eine Phosphorgranate hatte im obersten Südgiebel unserer Scheune eingeschlagen. Die Erwachsenen raus aus dem Keller, das Vieh musste aus dem Stall. Wir Kinder sollten unbedingt im Keller bleiben. Die Feuerwehr ist auch angerückt. Helfer vom Ort hatten Angst, dass unser Haus auch mit anbrennen könnte. Sie räumten Betten, Wäsche und kleinere Möbelstücke auf die Straße. Irgendwie habe ich unseren Keller doch verlassen und mein Bett auf der Straße entdeckt. Da habe ich es unter den Arm genommen und in vermeintliche Sicherheit gebracht. Runter zum Bach am Wiesengrund. An die Gefahr durch die feindlichen Panzer habe ich dabei gar nicht gedacht. So mutterseelenallein war es mir aber dann doch nicht recht geheuer und so bin ich doch lieber wieder zum Haus zurück.

Zwei deutsche Soldaten sind mit einem Handwagen und einer Fahne zum Dorf hinaus in die Baumfelder und haben einen schwerverletzten Kameraden hereingeholt. Dieser ist jedoch auf dem Rücktransport in Hemmersheim an seinen schweren Verletzungen erlegen und wurde dort auch beerdigt.

Das ganze westliche Dorf brannte auf einmal lichterloh! Am Montag, 9. April, haben dann die Amerikaner unser Dorf endgültig eingenommen und besetzt. Bei uns wollten zwei deutsche Soldaten, vollbewaffnet, in den Keller. Sie wurden von den Erwachsenen aufgefordert, doch Rücksicht auf die vielen Kellerbewohner, vor allem Frauen und Kinder, zu nehmen. Da sind sie wieder abgezogen.

Wenig später waren die Amerikaner da! Wir wurden aufgefordert, uns ganz ruhig zu verhalten. Mit Maschinenpistole im Anschlag unter dem Arm und Taschenlampe in der Hand suchten sie alle Ecken und Winkel nach deutschen Soldaten ab. Ich hatte Angst!

Dass es unter der Dorfbevölkerung keine Schwerverletzten oder gar Tote gab wie in anderen Dörfern, grenzte schon fast an ein Wunder. Dafür mussten wir alle recht dankbar sein. Auch unsere Mutter hatte einen Schutzengel! Als sie vom Hühnerhaus und Garten zurück wollte, schlug nur wenige Meter hinter ihr eine Panzer-



Die Schwestern Emilie Treier, Hedwig Hegwein und Luise Rüstelhuber erlebten die Kämpfe um Gollhofen hautnah. Foto: Borée

granate ein. Diese bohrte sich jedoch unter eine Sandsteinplatte, die wie ein Schutzschild wirkte. Ernst Veeh, Gülchsheim bei Hemmersheim

Tod in Gollhofen

Luise Rüstelhuber war bei Kriegsende 8 Jahre, Hedwig Hegwein 13 und Emilie Treier knapp 7 Jahre. Die Schwestern stammen vom Bauernhof Winter aus Gollhofen. Durch den Ort führt die heutige Bundesstraße 13. Schon damals war sie verkehrstechnisch und damit strategisch wichtig. Die deutsche Armee wollte sie nicht kampflös aufgeben. Um den 6. April 1945 eskalierten die Kämpfe um den Ort. Die Jüngste, Emilie, erinnert sich an ihre Angst vor Fliegern. Sie war Anfang April 1945 mit ihrer Mutter am Hühnerhaus am Rande des Ortes. Deutsche Soldaten bedrohten sie: Sie sollten sofort den Ort verlassen, sonst würden sie erschossen.

Die Mutter holte die Geschwister. Sie hatte neun Kinder. Nur die ältesten beiden waren an der Front. Auch der Vater war noch auf dem Hof. Aufgrund der Kinderzahl und als Bauer war er nicht eingezogen worden. Die Familie ging nach Uffenheim zu Bekannten. Während des Marsches dorthin warfen sie sich öfter in den Straßengraben, weil hinter ihnen geschossen wurde.

Nachdem die stärksten Kämpfe abgeflaut waren, ging der Vater am 11. April zurück, um sich wieder um den Hof zu kümmern. Ein Nachbar fand ihn. Bei einem erneuten Angriff hatte es dem Familienvater den Fuß abgerissen. Er war verblutet. Und kam nach dem 11. April wie alle Toten des Ortes in die Grafengruft.

Die Mutter musste nun allein den Hof wieder herrichten. Das Haus war noch halbwegs bewohnbar, nur die Fensterscheiben zersprungen. Aber die Scheunen waren zerstört.

Viele Kühe waren bei den Kämpfen verbrannt. Die Schwestern erinnern sich noch deutlich an den Geruch der verbrannten Tiere. Die verletzten Tiere wurden geschlachtet. „In den ersten Wochen nach dem Krieg gab es immer Rindfleisch“, erzählen die Schwestern. Andere Kühe waren in den Wald geflüchtet und ließen sich erst allmählich wieder einfangen. „Zum Glück war schon ausgesät.“ Die Mutter Winter brachte die Ernte ein. Doch musste man sie draußen im Regen lagern, wo sie auch die Hühner anpicken konnten.

Dann kam im Herbst der zweitälteste Sohn heim. Er war noch keine 18 Jahre. „Du noch Kind. Du heim zu Mama“, sagten ihm die Russen und entließen ihn aus der Gefangenschaft. Gleich am nächsten Tag nach seiner Rückkehr kümmerte er sich ums Dreschen. Die Mutter hat immer gesagt: „Wenigstens hungern müssen wir nicht. Es gibt immer noch Milch und Kartoffeln“, erzählen die Schwestern. Viele Nürnberger kamen immer wieder zu Hamsterkäufen oder -tauschaktionen vorbei. Aber die Winters hatten ja selbst nicht viel mehr als ihr Essen.

Mesner wollte nicht graben

Alle Männer mussten Schützengräben ausheben. „Mein Vater, wollte unbedingt nicht, er wollte seine Kirche machen, nur durch das Betteln und Weinen meiner Oma und Mutter und auch des Pfarrers gab er nach, denn er wäre sofort verhaftet

worden.“ Als die Amerikaner anrückten, hängten viele Familien eine weiße Fahne heraus, „aber die SS kam wieder zurück und zündete alle Häuser mit weißer Fahne an.“

Elise Kroder, damals Konfirmandin in Osternohe bei Schnaittach

Tiefflieger bedrohten

„Das schlimmste Erlebnis war am 6. April 1945. Das vergesse ich nicht. Ich war erst neun Jahre. Mein Vater und drei weitere Männer sollten nach Neustadt/Aisch zum Volkssturm. Wenn wir nicht gehen, kommen sie und erschießen uns, so dachten sie. Also sind sie gegangen. Sie sind durch Neustadt marschiert und sollten eingekleidet werden. Als sie im Gebäude waren, schossen die Flieger alles kurz und klein. Mein Vater war unter den Toten. Mit 43 Jahren musste er sterben.“ Luise Buckreus, damals 9 Jahre, Hagenbüchach

„Trotz der Tiefflieger und der heran nahenden Front ging die Arbeit auf den Feldern weiter. Truppenbewegungen der Wehrmacht erfolgten nur nachts. Am Ortsrand war eine Gruppe „Vaterlandsverteidiger“ beisammen, Jahrgang 1. Weltkrieg mit zehn Hitlerjungen. Unsere Scheune erhielt zwei Treffer. Dieser Beschuss war für sie genug Krieg. Sie versteckten ihre Waffen hinter Reisig und Holz und waren am Morgen verschwunden.“

Hans Henninger wollte nun ein gefundenes drei bis vier Zentimeter langes bleistiftstarkes Röhrchen aufschlagen, Explosion mit vielen kleinen Splittern im Körper, auch im Gesicht „wie Sommersprossen“. „Ein örtlicher Sanitäter zupfte sie mit der Pinzette ab. „Der Schutzengel von damals ist mir bis heute treu geblieben.“

Hans Henninger, damals 9 Jahre, Marktbergel

Beim Kartoffelsetzen von Tieffliegern beschossen: Wir Kinder verkrochen uns unter dem Wagen. „Plötzlich sahen wir nur noch unser Kuhgespann auf dem Acker stehen. Die Mutter und der Knecht hatten sich ins nahe Wäldchen geflüchtet. Auf einmal wurde uns klar, warum das alles. Auf der nahen Straße kamen Hunderte von russischen Kriegsgefangenen, die von deutschen Posten begleitet wurden. Die feindlichen Flieger vermuteten deutsche Truppen. Sie schossen wie verrückt in die Menge.

Ein Teil der Gefangenen lief in den nahen Wald, die Flugzeuge kamen immer wieder. Dann sahen wir auf einmal, dass die Menschen Unterwäsche in die Höhe hielten. Jetzt war Schluss. Es dauerte lange, bis sich die Gefangenen wieder gesammelt hatten und weiterzogen. Einer anderen Bauernfamilie, die auch auf dem Feld Kartoffeln legte und in der Nähe des Geschehens war, wurde das Gespann, ein Ochse und eine Kuh, erschossen. *Katharina Blädel, damals 10 Jahre, Allersberg*



Ehemaliges Wohnhaus der Schwiegereltern von Irmgard Wölfel. Foto: privat

Kampf um jede Kuh

Die Familie Babette Bogendörfers durfte sich nicht ergeben, da noch drei deutsche Soldaten den Bauernhof bei Oberdachstetten besetzt hielten und jede Kapitulation verweigerten. Die Amerikaner schossen mit Phosphor. Die Ställe brannten.

„Mein Vater und meine große Schwester (19 Jahre) treiben das Vieh aus dem Stall. Als sie es auf der Wiese hatten, schlug eine Granate zwischen beide. Meine Schwester wurde von einem Splitter getroffen.“ Endlich nahmen die Amerikaner den Hof ein. „Danach schickte der amerikanische Kommandant den Pfarrer zu uns. Es dauerte nicht lange, bis ein amerikanischer Jeep ohne Dach kam. Sie sagten, sie kommt ins drei Kilometer entfernte Lazarett Oberdachstetten. Alles war voll, sie kam dann in ein Lazarett hinter Walldürn im Odenwald. Acht Wochen wussten wir nicht, wo sie ist, ob sie noch lebt. Als sie entlassen wurde, kam sie 120 Kilometer zu Fuß nach Hause. Es trat keine Versicherung ein, weil es durch Kriegseinwirkung passiert ist.“

Babette Bogendörfer, damals 14 Jahre, Spielberg bei Oberdachstetten

Da junge deutsche Soldaten noch Panzerfäuste geworfen hatten, beschossen amerikanische Panzer Colmburg. 25 Häuser und 27 Scheunen brannten, bevor sie den Ort einnahmen. Auch Anna Hübsch sah ihre Scheune brennen:

„Ich lief auf unseren Garten zu, mein nierenkranker Vater hinter mir her. Zum Glück lag auf dieser Seite kein Heu mehr. Ich ging zur Straße, da standen viele (amerikanische) Militärfahrzeuge und Panzer, darauf Gewehre, die auf Häuser oder Fenster gerichtet waren. Wir waren auf jeder Seite vier Frauen und betätigt

ten so gut es ging, den Löschvorgang. Die Soldaten beobachteten uns, lachten und fotografierten. Das Feuer auf dem Dach wurde langsam kleiner. Plötzlich kam auf der Straße eine Kuh im Trapp gelaufen. Man sah ihr die Angst an: Ich lief schnell durch die Fahrzeuge, legte meinen Arm über ihren Hals und die Kuh blieb stehen. Ihre Bauchseite war versengt, die Haare schwarz und gekräuselt. Ich ließ meinen Arm um ihren Hals und ging mit ihr zum nächsten Bauernhof und sie ließ sich führen. Als wir am Stall ankamen, stand die Türe offen und alle Kühe brüllten. ‚Meine Kuh‘ ließ mich stehen und rannte in den Stall.“

*Anna Hübsch, Colmburg, *1911. Posthum zugesandt von ihrer Tochter Irene Eyrich aus Höchberg*

Vormarsch nach Nürnberg

„Am 17. April 1945 kamen dann die Amerikaner zu uns. Die deutschen Soldaten sind bei diesem Kampf alle gefallen. Nach zwei Stunden brannte das ganze untere Dorf.“

Wir saßen bei uns im Keller bis mein Großvater kam und sagte, nun wäre alles vorbei und wir könnten wieder herauskommen. Als wir zum Fenster hinaussahen, standen die Panzer direkt vor unserem Haus. Wir sahen zum ersten Mal in unserem Leben schwarze Menschen und hatten sehr viel Angst vor ihnen. Kühe rannten auf der Straße herum, da die Ställe abgebrannt waren. Am dritten Tag kamen die Amerikaner in der Nacht in unser Haus und sagten, wir müssten es verlassen damit sie es komplett durchsuchen könnten, vermutlich nach versteckten Soldaten. Das Trafohaus des Dorfes war gesprengt worden, weshalb wir keinen Strom mehr hatten. Es dauerte

sechs Wochen bis wir wieder Elektrizität erhielten.“ *Elise Wolf, damals 8 Jahre, Bürglein bei Heilsbronn*

Auch die Familie der damals siebenjährigen Marianne Berg erlebte das Kriegsende auf einem Bauernhof in Bonnhof bei Heilsbronn. Dort bauten sie einen Bunker, den sie am 17. April bezogen. Die vorrückenden Amerikaner wurden noch von rund zehn deutschen Soldaten beschossen, die in der Nähe einen Hohlweg verteidigten. Auch in ihren Bunker schossen die Amerikaner, so dass „mein Kinderrucksack brannte“. Es gelang ihnen, der Mutter, der Tante, drei Kindern und polnischen Zwangsarbeitern vom Nachbarn sowie zwei jungen Frauen aus Nürnberg, aus dem Bunker heraus zu kommen. Doch die deutschen Soldaten im Hohlweg fanden sie am Abend erschossen.

In der Schusslinie

„Die Kreisleitung veranlasste, das Dorf gegen den Feind zu verteidigen. Holzbarrieren sollten anscheinend eine ganze Panzerdivision aufhalten? Es wurden Schützengräben ausgehoben. Wie sich hernach herausstellte, kamen die alliierten Panzertruppen genau vom anderen Ende, also von Norden ins Dorf. Inzwischen kam auch ein Sprengkommando, das die Eisenbahnbrücke sprengen wollte. Dass dieses Vorhaben nicht ausgeführt wurde, war einem mutigen Bauern zu verdanken. Und mit scharfen Worten bedeutete er ‚Ich hol‘ mei Gras-Sens‘ und hau euch die Köpfe ab‘ (wörtlich überliefert). Die Brücke wurde nicht gesprengt, dem Bauern passierte nichts.“

Inzwischen spitzte sich die Lage zu. Eine versprengte SS-Truppe hatte Stellung auf dem Wachtfels

über dem Tal bezogen. Keiner im Ort erahnte dieses Vorhaben. Und so ging in aller Gemütlichkeit an diesem sonnigen Tag eine junge Frau spazieren. Sie geriet in die Schusslinie; denn die Schüsse kamen von oben und sollten die vorrückenden Amerikaner treffen. Der Spaziergängerin blieb nichts anderes übrig, als ihre weiße Unterwäsche auszuziehen und damit Zeichen zu geben.

Ein Amerikaner holte sie aus der Schusslinie heraus. Es gab bei diesem Schusswechsel keine Opfer, die SS zog sich zurück. Ich selbst war Augenzeuge dieses Gefechts.

Ein trauriges Schicksal möchte ich noch berichten: In den Wäldern hin und her lag weggeworfene Munition herum. Das wurde einem elfjährigen Buben zum Verhängnis. Beim Herumstreunen im Wald kam ihm und seinen Brüdern eine Pistole in die Hände. Sie nahmen sie mit nach Hause. Daheim löste sich ein Schuss und traf einen Bruder tödlich. Ein weiteres Kriegsoffer also, und eine Wunde, die nie verheilt ist.“

*Schwester Elfriede Stief, *1936 in Vorra im Pegnitztal, nun Puschendorf*

Die Flüchtlinge kamen

Die Schwiegereltern hatten ein kleines Haus mit kleiner Schreinerei und Landwirtschaft in Kleinhül im Landkreis Kulmbach. Dann sollten Einquartierungen von Flüchtlingen kommen. Der Vater ging mehr aus Neugier ins Wirtshaus, wo die Flüchtlinge verteilt wurden. Um 9 Uhr kehrte er mit einer alten Frau zurück, die nur noch einen Sack trug. „Ich habe mich so geschämt, weil niemand sie haben wollte“, erklärte er. Dann trennte er vom Ehschlafzimmer mit einer Bretterwand eine kleine Kammer ab, wo die Frau Gerber unterkam. Sie konnte zwar keine schweren Arbeiten mehr tun, war aber „ein Segen für das Haus“. Denn sie war geschickt mit Nadel und Faden, konnte auch Kartoffeln lesen und kümmerte sich um das Obst. „Keiner weiß, wo sie später hingekommen ist.“

Irmgard Wölfel erlebte als Bauernkind, wie ein Lastwagen voller getragener Schuhe geliefert wurde. Kaum jemand der Flüchtlinge fand ein Paar im Ganzen, als Fünfjährige lachte sie über die ungleichen Paare, die die Flüchtlinge tragen mussten

Irmgard Wölfel, Kleinhül bei Wonsees

gesammelt von Susanne Borée